

Unsere rundfunknachrichten : ein sprecherzieherisches problem (Fortsetzung folgt)

Autor(en): **Ziegler, Armin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **19 (1963)**

Heft 2

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420709>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

farben- und figurenreichen, von vielerlei Einzelzügen belebten Gemälde schweizerdeutscher Sprachwirklichkeit ausweiten.

Wir danken heute dem in Graubünden beheimateten Vertreter der Zürcher Germanistik für die reichen Früchte seiner langjährigen, von Anfang an zielgerichteten wissenschaftlichen Arbeit, die vor allem der Erhellung der heimatlichen Sprachwelt zugute gekommen ist. Es dankt aber insbesondere auch eine nicht mehr leicht übersehbare Zahl von ehemaligen und gegenwärtigen Studenten ihrem Lehrer, der sie mit immer neuen, stets neugefaßten Problemen ins Reich der deutschen Muttersprache, in ihr Wesen und ihre Geschichte eingeführt und auch dem nahvertrauten heimatlichen Mutterlaut darin besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat. Manche von ihnen sind, unmittelbar angesprochen von solchen Fragestellungen, selbst an die Arbeit gegangen und haben unter der Leitung Rudolf Hotzenköcherles vorzügliche sprachwissenschaftliche Untersuchungen geschaffen, von deren bleibendem Gehalt die von ihrem akademischen Lehrer neubegonnene, angesehene Reihe der „*Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung*“ zeugt.

So greift die Wirksamkeit der eigengeprägten Persönlichkeit Rudolf Hotzenköcherles weit über den Bereich eigenen Schaffens hinaus, wirkt anregend fort auf seine Schüler und durch viele von ihnen in die Schulstuben des Landes. Und es wird durch diese ernste, erhellende Arbeit an der Muttersprache unvermerkt auch ins ganze Volk etwas ausstrahlen und weitherum Sinn und Verständnis wecken für den hohen Wert des angestammten Erbgutes deutscher, schweizerdeutscher Rede!

Paul Zinsli

Unsere rundfunknachrichten

Ein sprecherzieherisches problem Von Armin Ziegler, Zollikerberg
(Vergleiche S. 53 und S. 58)

Seitdem die schweizerische depeschenagentur die nachrichten durch das radio verbreitet, sind ihre sprecher immer und immer wieder zielscheibe gewesen für gute (und schlechte) witze, wie auch für sachliche kritik und wohlgemeinte anregungen. In der weitaus überwiegenden mehrzahl aller fälle sicherlich nicht zu unrecht. Es

muß zu einspruch reizen, wenn diese inhaltlich ausgewogenen, zuverlässigen und darum in aller welt geschätzten sendungen nicht auch sprachlich in gepflegtester, einwandfreier form dargeboten werden. Die häufigen verstöße aller gattungen und jeglichen grades sind jedem geschulten oder auch nur empfindlichen ohr ein greuel; ja, sie können zur qual werden, in der art, wie einem hochmusikalischen menschen disharmonische entgleisungen eines sängers durchs herz schneiden.

Bei der masse, dem durchschnittsempfänger, merkt „der geneigte hörer“ (um mit Peter Hebel zu sprechen) es nicht, gewöhnt sich daran, oder, was sich auf die dauer in kultureller hinsicht verhängnisvoll auswirkt, er macht sich die ständig auf ihn eindringenden fehler unwillkürlich zu eigen. Manchem wird ja das, was „sein“ radio ihm bringt, und mag es noch so grundfalsch sein, zum einzig richtigen, zu norm und vorbild. So oder so erfährt das sprachgefühl im volk statt einer möglichen belebung eine ernst zu nehmende schädigung. In unserem fall mit erhöhter ansteckungsgefahr, handelt es sich doch um regelmäßige und häufigste sendungen an den wohl breitesten hörerkreis. Und damit gewinnt das problem auch volkserzieherisch an bedeutung.

Aus der unzahl früherer kritiken greife man *ein* beispiel heraus: das „sündenregister“, das der „sprachspiegel“ im oktober 1948 unter dem titel „vor nachahmung wird gewarnt“ und, ergänzend, im februar des folgenden jahres, „noch einmal radio und sprecherziehung“, mit der nachrichtensendung als ausgangspunkt aufgestellt hat. Ohne irgendwelchen anspruch auf vollständigkeit zu erheben, umfaßt es rund 15 druckseiten!

Heute ist manch damals gerügtes glücklich etwas abgeschliffen, wenn nicht ausgemerzt. Noch bleibt zwar genug zu beanstanden. Die sprecher geben sich zwar, daran ist nicht zu zweifeln, im rahmen ihres wissens und könnens alle nur erdenkliche mühe. Oft wäre man versucht zu sagen eine „rührende“ mühe, wenn der eine oder andere in guten treuen des guten gar zu viel tut im streben nach klarheit, seine rede beispielsweise durch überwerten der nach- und nebensilben etwas schleppendes, unbeholfenes, ja verkrampftes annimmt. Als ganzes gesehen verdient der vortrag anerkennung: er ist schlicht und sachlich, neutral, wie es sich für einen offiziellen tatsachenbericht gehört. Und ein ganz besonderes kränzlein ist den herren zu winden für die sorgfältige, vorbildliche deutlichkeit ihrer diktation, die sich — abgesehen natürlich von den erwähnten gelegentlichen übertreibungen — mancher fachmann vor

dem mikrofon, mancher schau- und hörspieler zum muster nehmen könnte und sollte.

Bei dem soweit überzeugenden gesamteindruck müssen nachlässigkeiten und gar sünden am hochdeutschen sprechduktus um so bitterer enttäuschen. Wie weit im einzelnen fall mundarteinfluß die schuld daran trägt, wie weit sie auf individuelle angewohnheit zurückzuführen sind, wie weit das versagen auf mangelnder kenntnis der einschlägigen fonetischen oder retorischen gegebenheiten, regeln und gesetze beruht, bleibe hier offene frage. Unzweifelhaft wird aber eine ungenügende technische grundlage, vorbedingung zur entwicklung und zuverlässigen beherrschung der sprachorgane, mitspielen, die dann — wie das beim laiensprecher, der verantwortungsbewußt nur bestes geben möchte, kaum anders zu erwarten — im unbewußten ein gefühl von unsicherheit und unbehagen auslöst. Diese annahme gewinnt an boden durch die beobachtung, daß die entgleisungen sich nicht etwa immer und regelmäßig einstellen, sondern ganz sporadisch, wie gegen willen und besserwissen, und bald mehr, bald weniger ausgeprägt.

*

Die deutsche hochsprache kennt einen kurzen, in der regel offenen selbst-und-umlaut neben einem langen, mehr geschlossenen. Die tonfärbung wird, aus verschiedenen gründen, leicht schwanken; stets aber soll der laut klar und unverkennbar er selbst bleiben, scharf abgegrenzt gegen seinen nachbarvokal.

Von einem unserer nachrichtensprecher nun bekommt ein waches ohr — weit auffälliger noch, als man es bei uns im alltag leider antrifft — zwischenlaute, mischlaute aller art vorgesetzt, die der hochlautung völlig fremd sind. Hier, auf dem papier, lassen sie sich höchstens andeuten und in ihrer extremsten erscheinungsform wiedergeben. Das kurze „i“ gleicht sich in seiner artikulation über eine ganze skala von abstufungen dem „e“ an, wird sogar zu „e“; „u“ gleitet bald mehr, bald weniger nach dem „o“ hinüber, und „ü“ zu „ö“.

Wenn ein Thomas Mann seiner mädchenerzieherin in den mund legt „sei glücklich, mein kind“, so dürfen wir uns eines fein abgewogenen und ganz bewußt angewendeten kunstgriffs erfreuen: der autor zaubert die ältliche dame, pince-nez-bewehrt, strenggewandet, im hochgeschlossenen, fischbeinversteiften kragen uns so recht leibhaft vor augen. Doch unverzeihlich ist es, unerträglich wird es, wenn am radio der „stemmbörger hensechtlech der lage em bondeshaus von einem rücktritt“ erfahren muß, wenn am

Noch überraschender wirkt sich solche tonakrobatik aus, wenn es sich um ein bedeutungsloses hilfsverb handelt:

werden,“

„... die fragen, die vom rat behandelt/
oder wenn gar das logische empfinden verletzt, der aussagesinn
vergewaltigt wird:

liegen,“

„die schuld muß an ihm/

stehen,“

„diese fragen sollen im mittelpunkt/

gehen“

„er will nachhause/

(also weder fahren, noch reiten, noch fliegen), oder schließlich:
grad“

„die temperatur sinkt um acht/

(wie interessant, daß sie nicht um meter, liter oder pfunde sinkt!).
Auch im satzinnern begegnet man statt ruhigem, überlegen steig-
erndem auf- und abbau ähnlichen melischen luftsprüngen.

Am rande und zur abschreckung vor billiger nachahmung bliebe
hier noch einzufügen, daß allem anschein nach der schweizer für
diese unart besonders anfällig ist. Man bekommt sie sehr oft und
in allen nur möglichen abstufungen von unsern rednern vorgesetzt.
Wie auch von mitarbeitern Beromünsters, am krassesten viel-
leicht von einem korrespondenten im „echo der zeit“, dessen an
sich immer fesselnde und gut formulierte berichte stellenweise
dadurch ungenießbar werden.

*

Sonstige unebenheiten im vortrag der gegenwärtigen nachrichten-
vermittler — andersartige betonungsverschiebungen und verun-
glückte akzentsetzung in wort und satz; zerrissene gliederung, in
der regel mangelnder atemtechnik, auch einer der allerwichtigsten
grundlagen jedes guten sprechens, entspringend; gelegentlich miß-
ratener anschlag des delikaten ich-lauts usw. usw. — werden im
schatten dieser zwei kardinalverfehlungen weniger aufdringlich
empfunden (oder man hat sich daran gewöhnt!). Der vorwurf von
aussprachesünden aber darf hier den herren nicht erspart bleiben.
Es sind ihrer, immer wiederkehrend, eine ganze reihe. (Ein tref-
fendes, wenn auch etwas extremes beispiel: wollte man wirklich
streng unnachsichtig vorgehen, so wäre es ein leichtes, in einem
einzigem zweisilbig-kleinen, aber oft gebrauchten wörtchen, vier
unregelmäßigkeiten anzukreiden!) An und für sich sind die mei-

sten ihrer schnitzer nicht allzu schwergewichtig, doch machen anzahl, häufigkeit und die weite resonanz dieser sendungen sie peinlich und gefährlich. (Fortsetzung folgt)

Dem Untergang verfallen

Vom Schicksal der deutschen Juraschulen

Noch vor einem Menschenalter gab es im Berner Jura rund dreißig deutsche Schulen. Viele von ihnen waren private Schulen und durften sich rühmen, älter als die öffentlichen Schulen der Umgebung zu sein. Ihre Gründung verdankten sie zum großen Teil Bauern, zum kleinern der Industrie, so etwa in St. Immer und im Birstal. Schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als das öffentliche Schulwesen noch in kläglichen Anfängen steckte, gründeten die auf den Jurahöhen wohnenden Täuferfamilien eigene Schulen, um die Kinder in ihrem biblischen Glauben zu unterweisen und ihnen den stundenlangen Weg zu den Schulen des Tales zu ersparen. Man ermißt heute kaum mehr, wieviel *Opfersinn* es brauchte, ohne staatliche Hilfe Schulhäuser zu bauen, Lehrkräfte zu besolden und eigene Schulen durchzuhalten. Diese Schulen erfüllten in aller Stille ihren Zweck: Sie halfen den Täufern, deren Vorfahren zumeist im 18. Jahrhundert als Glaubensflüchtlinge aus dem Emmental eingewandert waren, ihre deutsche Muttersprache und ihren Glauben zu bewahren. Über die noch heute bestehende Täuferschule von La Chaux-d'Abel äußerte sich 1891 der bernische Erziehungsdirektor Gobat, selber ein Welschjurassier, er halte sie für „eine der besten Schulen des Kantons“. Auf Gobats Anregung wurden diese Privatschulen nun vom Staate unterstützt, nahmen sie ihm doch eine Aufgabe ab, deren Erfüllung ihn selber wesentlich mehr gekostet hätte.

Zahlreichen Welschjurassiern waren die deutschen Schulen indessen ein Dorn im Auge. Nach ihrer Meinung sollten alle ihre deutschsprachigen Mitbürger die französische Sprache annehmen. Obwohl die deutschsprachigen Jurassier zu ihren Gunsten ins Feld führen konnten, daß Delsberg (Delémont) und andere Ortschaften seit dem Mittelalter eine sprachlich gemischte Bevölkerung hatten, verzichteten sie um des Friedens willen auf die Weiterführung ihrer Schulen und gaben so ihre angestammte Muttersprache preis.